

Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur
Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine
Band: 11 (1929)
Heft: 15

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schweizer Frauenblatt

Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer Frauenvereine

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt“, Zürich

Administration und Inseratenannahme: Doag U.-S., Zürich, Tödtlistraße 9, Telefon Selma 65.49, Postfach-Konto VIII/3001

Druck und Expedition: Buch- und Kunstdruckerei A. Peter, Pfaffenquai, Zürich, Telefon 60

Insertionspreis: Die einseitige Nonpareilzeile oder auch deren Raum 50 Rp. für die Schweiz, 60 Rp. für das Ausland / Chiffregebühr 50 Rp. / Keine Verbindlichkeit für Platzierungsverpflichtungen der Inserate. / Inseratenschluss Montag 9 Uhr

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 10.30, halbjährlich Fr. 5.80, vierteljährlich Fr. 3.20. Für das Ausland wird das Porto zu obigen Preisen hinzugerechnet. Einzelhefte zu einem halben Preis / Größtenteils auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken.

Wochenchronik. Schweiz.

Dem Andenken eines Schweizerischen Staatsmannes.
Wer heute die Auslagen schweizerischer Bundeskongresse überblickt, den fällt sofort ein besonderes Buch, von dessen Umschlag ihm das geistvolle, energiegeladene Antlitz von **F. D. Hoffmann** entgegenleuchtet. Ein Jahr nach dem Hinscheiden des herortragenden Politikers hat ihm ein Freund, der St. Galler Stadtmann **Dr. E. D. Hoffmann**, in diesem Buch ein Denkmal gesetzt, wie es sich in seiner Schlichtheit, Sachlichkeit und Objektivität trefflicher nicht denken läßt; es entspricht der vornehmen Eigenart des Mannes, dem es gewidmet ist. Nicht nur als Lebens- und Charakterbild eines großen politischen Führers und Staatsmannes darf man es werten, sondern besondere Bedeutung kommt ihm auch als Zeitdokument zu.

Im künftigen Monat Juni werden es zwölf Jahre sein, seit jenen düsteren Tagen, da man nicht nur in seinem Heimatort St. Gallen, sondern in der ganzen Schweiz den plötzlichen Rücktritt von Bundesrat **Dr. Hoffmann** als ein unbegreifliches Verhängnis empfand. Das Buch von **Dr. Hoffmann** birgt eine höchst bedeutende Aufklärung von Bundesrat Hoffmann in sich, die als psychologische Erklärung für sein Handeln im Augenblick drückender vaterländischer Not gelten kann. Die Wiedergabe ist umso wertvoller, weil Bundesrat Hoffmann, der große Schweizer, sich später niemals öffentlich über die bitteren Stunden äußerte, in die ihn der letzte Geburtstag am 18. Juni 1917 auszulagern war. Anlaß zu dieser Aufklärung bot der folgende Ausspruch, der von kompetenter französischer Seite zu jener Zeit gefallen war: „Aussere können die Mittelzeiten keine Neutralen mehr anerkennen; sie alle, die die Schweiz mit eingezogenen Händen, müssen sich pro oder contra entscheiden.“ Anknüpfend an diese Worte die Unabhängigkeit unseres Landes gefährdende Neutralität verleitende Worte hatte sich Bundesrat Hoffmann folgendermaßen hören lassen:

„Wohin wenn wir solchen Ansprüchen gegenüber unsere unbedingte Ruhe bewahren, so wird man doch zum Ergebnis kommen: Es besteht ein schweizerisches Notrecht nach Frieden. Und dieser Not gegenüber steht die Pflicht zu kämpfen. Ich weiß es zu gut, daß der Neutralität nicht berechtigt ist, sich fernzuhalten von Frieden zu bemühen; auch was es agiert, auch jene Lebensinteressen sind in Frage, die zu verteidigen sein Recht ist. Es ist eine Mission, anzunehmen, daß in absehbarer Zeit durch ein Vermittlungsarbeitsbündnis oder andere offizielle Schritte irgendwelcher Art der Friede erreicht werden könnte. Solche Schritte werden jetzt und noch auf lange Zeit hinaus von der einen Seite rundweg von der andern gemieden. Doch von einem Zusammengehen der Neutralen, von Konzessionen und Konzessionen, von Resolutionen und Resolutionen vollends kein Resultat zu erwarten ist, darüber kann kein Zweifel bestehen. Geht das nun, daß man ergeben die Hände in den Schoß legen und das Schicksal über sich hereinbrechen lassen soll? Oder darf und soll vielmehr jeder Schweizer erwachen und werden, um ohne offiziellen Apparat durch Benützung der Vorteile der Stunde für die Sache des Friedens zu wirken.“

Entsprechend dieser Auffassung hat Bundesrat Hoffmann denn auch auf eigene Verantwortung gehandelt. Ein Friedenswert anzubahnen war sein Bemühen, als er jenes Telegramm nach Moskau sandte, das seiner staatsmännischen Laufbahn zum Totpunkt am Boden lag. Was er in dessen Verstand zum Fortkommen des Vaterlandes getan, das war durch Verrat der Mitregierung preisgegeben worden. Und um die Folgen dieser Mißpost-

lung von Volk und Land abzuwehren, schied er von seinem verantwortungsvollen Posten.

Er ging freiwillig, aber das man ihn gehen ließ in einer Zeit, da er der Berufene war, um dem Lande die höchsten Dienste zu leisten, das läßt sich nur aus der Kriegzeitgeschichte erklären, die auch unsere Regierung, unser Parlament und unser Volk teilweise beherzigt. Es war ein Opfer auf den Altar westdeutscher Verachtung, zu dem man sich, wie damals bereit waren, einen Stein auf Bundesrat Hoffmann zu werfen, wieder zu gerechtem Denken erweckt und stimmen **Dr. Scherrer** zu, wenn er sein schönes Freundschaftswort mit den Worten spricht: „Seitdem wir uns eingeschließen, daß das Opfer, das Hoffmann mit seiner Demission als Bundesrat brachte, in gar keinem Verhältnis stand zu dem, was damit geleistet werden sollte. Die Tragik dieses Endes seiner politischen Laufbahn an erster Stelle des Landes, so schmerzhaft sie in vielen Schichten der schweizerischen Bevölkerung empfunden wurde, hat aber den Staatsmann **Arthur Hoffmann** in seiner ganzen Charaktergröße gezeigt, und sein Name als der eines Mannes, der um sein Vaterland gelitten hat, wird in der Geschichte unseres Landes unvergessen eingetragener sein.“

Ausland.

Mit Spannung blickt man nach Oesterreich, dem der überlebende Rücktritt von **Bundesrat Dr. Dr. Ignaz Seipel** eine Regierungstruppe gebracht hat. Nicht einmal die intimsten Parteifreunde Seipels wußten um seinen Entschluß, aus dem politischen Leben zurückzutreten. Erklären läßt er sich aus der schon lange dauernden und sich mehr und mehr zuspitzenden gespannten politischen Lage, aus dem aufreibenden Kampf zwischen den verschiedenen bürgerlichen Parteien und der sonstigen gleichartigen Sozialdemokratie. **Dr. Seipel** hat vor aller Öffentlichkeit erklärt, daß er seines Amtes Würde und Ehre niederlege, weil sich um seine Person ein solches Unmaß von Parteihang angeammelt habe, daß er sich als ein Hindernis des Friedens betrachten müsse. Durch seinen Rücktritt wollte **Dr. Seipel** den habenden Parteien den Weg zur einzigen Welt freiheitlichen Regierung öffnen, die sich an sein Auscheiden aus der Regierung knüpfen, in Erfüllung gehen und ob der Regierung der starker führenden Hand Seipels entrallen kann. Weltbekannt sind die Verdienste Seipels und das Zustandekommen der finanziellen Entlastung Oesterreichs durch die Währungsreform.

General Booth.

Am 10. April waren es hundert Jahre, seit in Nottingham ein Mann geboren wurde, der bestimmt war, eines der größten religiösen und sozialen Werte aller Zeiten zu gründen, **William Booth**, der Gründer der Heilsarmee. Sein Vater war ein Bauunternehmer, der vor seiner Heirat zu Wohlstand und Ansehen gelang war, aber später große Verluste erlitten hatte, sodas der Knabe in Armut aufwuchs. In der englischen Staatskirche erzogen, schloß er sich in seinem 15. Jahre der weytsantischen Methodistenkirche an und besaß auf einem Abend, wie er selbst sagte, daß Gott alles haben sollte, was an **William Booth** war. Kurz nachher wurde er der Führer einer Schar junger Leute, die eifrig evangelisierten und deren

Methoden schon Aehnlichkeit hatten mit denjenigen, die später die Heilsarmee anwandte. Sie arbeiteten unter den Verarmten, versuchten denjenigen, die sich ihnen anschloßen, nach ihren Fähigkeiten Arbeit zu geben und waren aggressiv wie später die Arme.

Es war damals eine Zeit der Gährung unter den Methodisten, die Booth's Austritt herbeiführte. Er traktierte überhaupt unter anderen Leuten zu arbeiten, nämlich unter denen, die der Kirche fremd waren. Er und seine Frau, die in jeder Beziehung seine ebenbürtige Gefährtin war, gingen daher mit großem Erfolg an zu missionieren und evangelisieren und **William** fand seine Berufung unter den Verarmten Ost-Londons. Man hat ihn, einige Gottesdienste abgesehen in einem Zelte, das in Whitechapel, einer der schlimmsten Gegenden Londons aufgestellt worden war. Er schrieb später selbst darüber: „Als ich diese Massen sah, so viele von ihnen ohne Gott und ohne eine Hoffnung in der Welt, und sah, wie aufmerksam sie mir zuhörten, wie sie mir nachzulaufen von freien in das Zelt, wie viele von ihnen auch meine Aufforderung annahm, hinzukommen vor ihren Kettler, da öffnete sich ihnen mein ganzes Herz. Ich kam zurück in den Westen und sagte zu meiner Frau: „O Rate, ich habe meine Berufung gefunden. Hier sind die Leute, deren Rettung ich alle die Jahre suchte. Als ich heute vorbeikom an allen den Schnapsparaden, da höre ich eine Stimme zu hören: Wo anders kannst du solche Heiden finden wie hier, und wo ist deine Arbeit so notwendig wie hier. Und sofort bot ich mich und dich und die Kinder an für das große Werk. Das soll unser Volk sein und sie sollen unsern Gott als ihren Gott erkennen.“

Mrs. Booth schrieb später: „Ich erinnere mich an den Aufruf, den diese Worte in meiner Seele erregten. Ich sah da und sah ins Feuer und der Teufel flüsterte mir zu: Das bedeutet wieder einen neuen Weg, wieder einen andern Anfang. Woraus sollten wir leben? Bis jetzt hatten wir uns aus den Kollektiven erhalten, die unsere Versammlungen unter anständigen Leuten ergaben. Aber es war unmöglich, zu denken, daß wir eine solche Kollekte erheben könnten unter den Armen Ost-Londons, kaum daß wir uns überhaupt trauten, zu kollektieren. Aber ich gab keine entmutigende Antwort. Nachdem ich einen Augenblick nachgedacht und gebetet hatte, sagte ich: Wenn du hübsch, daß du da bleibst müßt, bleibe. Mir haben Gott einmal vertraut, daß er uns geben werde, was wir brauchen, und wir werden es wieder tun.“

Catherine Booth ist diesem Grundsatz immer treu geblieben und hat ihrem Gatten beigegeben, so lange Gott sie an seiner Seite ließ. Ja, viele sagen, sie sei in manchem die

entscheidende Kraft gewesen. Jedenfalls ist es ihr zu danken, daß in der Heilsarmee die Frauen und Männer völlig gleichgestellt sind.

So entstand im Osten Londons die christliche Mission, die Vorläuferin der Heilsarmee, die als erste des „untergegangenen Jahrhunderts“ sich annahm.

William Booth wollte zuerst nur in London arbeiten. Mit einiger Mühe fand er Lokalfazilitäten für seine Mission, oft waren sie sehr ungenügend. Aber er mußte die Leute zu paßen und bald gewann seine Arbeit eine ungeahnte Ausdehnung. 1868 bildete er aus 15 Männern, Geistlichen und Laien ein Komitee. Der Jahresbericht dieser dreizehn meldet schon im Jahre 1869 13 Predigtstationen innerhalb Londons, mit ca. 8000 Sitzplätzen. In 140 Versammlungen wurde das Evangelium jedes Woche predigt in Konzerten, Theatern, Läden, Stuben, gemeinsamen Lokalen, durch Hausbesuche, Bibelwagen, Verkauf von Traktaten, Mütterversammlungen, Temperenzzusammenkünften, Abendunterrichten in Lesen, Schreiben und Rechnen, Sonntag-, Mittags- und Lumpenschulen, Unterstützung von Bedürftigen, durch Verteilung von Brot, Fleisch, Suppen und event. Geldgeschenken.

Die Arbeiter der Mission gingen aus den Schichten hervor, unter denen gearbeitet wurde, sie wurden, sobald sie getretet waren, veranlaßt, nun andere zu retten. Diese Getreteten zählten bald nach Tausenden. Ihr Zeugnis machte natürlich tiefen Eindruck.

Zuerst lag es Booth durchaus fern, eine besondere religiöse Gemeinschaft zu gründen. Zwar führte er die Notwendigkeit, aus den konventionellen Wegen der Kirchen und kirchlichen Gemeinschaften herauszutreten. Aber jene Befehle sandte er in die verschiedenen Kirchen, merkte aber bald, daß sie da nicht sehr willkommen waren, oder aber gar nicht hingingen. So gründete er keine Vereine, die er einem Führer unterstellte. Der Name Heilsarmee aber war die Eingebung eines Augenblicks. In einem Ueberblick über die Bewegung hatte ein Mitarbeiter geschrieben: Was ist die christliche Mission? Eine Freiwilligenarmee. Booth schrieb das Wort durch und schrieb: Die christliche Mission ist eine Heilsarmee.

Er sah immer deutlicher, daß seine Befehle eine Führung brauchten und ordnete diese militärisch. Das bedeutete allerdings eine vollkommene Autokratie, die damals wohl berechtigt war und auch noch nach seinem Tode unverändert erhalten wurde, indem sein Sohn, den er in verriegeltem Schreiben zu seinem Nachfolger ernannt hatte, ebenfalls vollkommener Alleinherrscher war. Diese Herrschaft erstreckte sich auf die Finanzen; er allein konnte Unterschriften für Zahlungen der Armee ge-

Beuileton.

Der Schneckenberg.

Kindheitserinnerungen von **Mary von Gaele**. (Schluß.)

Vor einem der Maulbeerbäume aber sah eine großmächtige Kröte mit glitzigen Glöckchen. Wie das lauernde Gespinnst! — dachte ich bei mir und brach sie sogleich mit der ängstlichen Seidenraupe in Zusammenhang und erfaute eine lehrreiche Fabel.

Die reifen Maulbeeren schmeckten mir zu fade; es kam keine vor, daß ich mich an welchen verzetteln müßte, und merkt, als wenn dem Genuß, umso begierter waren die Wabenbeeren, welche im leuchtendsten Mäntelchen aus dem Schneckenberg Verfedten spielten. Wenn ihre Zeit gekommen war, so erlaubte man sich wohl, den „zwielangen“ Rüssel abzutunzen und das dicke Gefüß wie eine kleine Wirtelbube zu durchdringen. Bei der Gelegenheit entdeckte man auch, daß die Hefenrinne schon bräunlich zu schimmern begann. Aber sie waren noch nicht genießbar, solange sie so mollig im weichen Schaumbecken lagen, wie die kleinen Kinder in der Wiege. Und man sagte heldemütig dem Entschluß, sie nicht im Geranienbecken zu stören. Kam erst der Herbst, und durfte man sich einen Gemüßsinn Hut und Tadeln mit Nüssen anfüllen, so brach beim Eier der Erste mancher Wirt laut knackend ab. Aber darauf ist es dem Wirtung er, noch und er dachte, daß der Strauch nun erkräftigt und ihm die nächsten Jahre vielleicht weniger Nüsse schenken würde! —

Wenn die dem Frostgraben zunächst liegenden Apfelbäume ihre reifen Früchte im Uebermaß des

Bestes abwarfen, so war dies ein köstliches Herbstvergnügen. Gleich goldenen Wägen flogen sie ins Wasser und schauteten sich lustig an der grünlichen Oberfläche. Es schien fast, als wollten sie sich selbst wegen solchem Verlust in Ruhe wiegen. Aber nach ein paar Tagen war es um ihre Schönheit geschehen; die Äpfel fingen an zu faulen, weil niemand daran dachte, sie herauszufischen. Der Schloßgärtner kümmerte sich bei seinem großartigen Betriebe nicht um solche Kleinigkeiten. Ich aber holte mir mit Begeisterung die schönsten Früchte aus dem Frostgraben heraus. Erkens war das ein interessanter — weil mitunter etwas gefährlicher Sport; und zweitens geklärte der Kampf um die Beute das Interne mit reißend. Die Äpfel ließen sich nicht immer so leicht festhalten, als es den Kindern hatte. Das Wasser machte sie äußerst beweglich, ja aalgemeind, und wenn die Gerte sie bedrohte, so konnten sie mit gewöhnlichem Seitenprung ausweichen. Bei solch einem Gillybühnen hätte ich um ein Paar einen unwilligen Beschimpfung in den Frostgraben gewagt. —

Darauf kam der Winter; der gelben oder rötlich-schimmernden Sträucher des Schneckenberges mit rauhem Hauch zu entlaufen. In der ersten Zeit sah dann alles so froh und traurig aus. Aber, wenn der Schnee seine glitzernde Dade liehnelnd bestirzt bereitete, — wenn der Reif die Büme festlich herauspaupte und das schwarze Wasser des Schneckenberges sich gar in grünlich-schimmerndes Eis verwandelte, so begann eine neue, abwechselungsreiche Zeit. Dann ließ man einen hohen Schneemann mit Kehlensaug und verbleibem Besel als Kopfbedeckung unter dem Schutze des Baumländchens erheben, um mit seinem Felten im Arm den neugierigen Kränen Respekt zu gebieten. Oder man prüfte das Eis, ob es wohl stark genug war, das Gewicht von einigen

Schlittschuhläufern und Schlittensfahrern zu ertragen? Und man ladete sich halbt, wenn die ängstliche Lante Lina wie auf Gerisohlen über die spiegelglatte Fläche trippelte und bei jedem vermissten Schritt indianeremäßig hie und gestülterte. Darauf zog man sie im Triumph auf dem Schlitten im Kreise herum, bis man selbst ausglitt und — so mocht Schlitten aus Leute — im Schnee des Werra-walles liegen.

Wing es aber an zu tauchen, und wurde das Eis immer dünner und durchsichtiger, so wagte man es — trotz ausdrücklichen Verbotes — dennoch, das gefährliche Gebiet zu betreten. Als die Oberfläche einmal ganz bedenklich zu klüffern und knaden begann, mußte es heißen, als wolle das Wasser aus verborgenen Trichter hervorquellen, da entführte einen die Angst mit beschleunigten Schritten. Und man war ein für allemal um unangebrachten Uebermut geheilt.

Bis dahin hatte ich es nie versucht, mich in der Kunst des Schlittschuhlaufens zu betätigen. Als mir aber an Weihnachten — so unerhofft ein Paar wunderdovelle Schneewittchenstiftschuhe mit Schindelfäden angehängen kam, war damit das Zeichnen zum Erlernen des neuen Sportes gegeben. In der Schulzeit, wo meine Allgemeinbildung von besten Kräften geleitet wurde, herrschte um diese Zeit ein besonders reges Winterreiten: Schlittensfahrten, Schneeschuh- und Eislauf, sowie Schneeballkämpfe der Kinder. Mein Entzünden konnte keine Grenzen, als ich das erstmal sonntags zum Eisfest mit Militärmusik geht durfte. — von Fräulein Helene aus der Pension begleitet. Es hielt sogar, daß der Gouverneur von Kurland aus dem ebemaligen Herzogtum, das er bewohnte, herüberkommen wollte. Die Stadtreisebahn mit seinem Besuch zu beehren. Als wir unsere Schlittschuhe anstahlten, wurde ge-

rade ein Tisch gebalben. . . Kein Zweifel; das galt dem Gouverneur. Er war also gekommen! Und die Musikkapelle setzte mit einem besonders schwingvollen Militärmarsch ein.

Ich war wie elektrisiert. . . Meine Beine wollten nicht mehr gehorchen, sondern einzig und allein seiner prächtigen, mitreißenden Musik. Und bald glitt ich aus und fiel mit vorgezogenem Körper auf die Knie. Fräulein Helene rief: „Na, das fängt ja gut an. . . So steh doch wenigstens wieder auf!“ Allein — die bewundernden tunden Schreie meiner Schlittschuhe hatten sich ineinander verfangen und es gelang erst fremdem Beistand, mich wieder flottzumachen. Der unregelmäßige Stapellauf war also bald verfallen und — ich wagte die ersten Schritte auf offenen Bahnen!

Doch da erlösch schon Fräulein Helenes entsehter Ruf: „Was Simmels willen, Kind; du läufst ja wie ein Strafenjunge auf einem Schlittschuh! Das nennt man ja glittchen!“ Sie hatte recht; es kam von meinem Selbstunterricht. Ich glitt in der Tat immer nur auf einem Hübe vorwärts; mit dem anderen hielt ich aus Selbstfällen ab. War ich müde, so wurden die Hübe gewackelt. — Nun kam mein Können, auf das ich so stolz war, zu nichts zukommen! Denn unter all den vielen Leuten lag ich nie mand, der es so machte, wie ich. War das eine Enttäuschung! —

Fräulein Helene nahm sich meiner an: tröstete liebedoll; denn ich hatte Tränen in den Augen. Sie gab mir auch einige praktische Ringe. Ich wollte noch einen selbständigen Versuch machen; die Musik war zu verführerisch und das Gespinnst der anderen florte mich in die Eisebahn war befeuert denn je: Hornte Schlittschuhläufer saufen an einem vorbei.

den. Heute hat nun diese Autokratie in der Armee eine schwere Krise hervorgerufen, indem der internationale Rat sich dagegen auflehnte, da er den greisen General nicht mehr für fähig hielt, die Geschäfte zu führen, wie es die Armee brauchte und vor allem ihm das Recht, seinen Nachfolger zu bestimmen, nahm und ihn zuletzt einfach absetzte.

1878 wurde die ganze Mission reorganisiert und erhielt offiziell den Namen Heilsarmee. Die 80 Stationen, in denen sie arbeitete, erhielten den Namen Corps.

Bald dehnte sich die Armee auch auf andere Länder aus. 1882 kamen die ersten Sektoren in die Schweiz, und wurden nicht gerade herzlich willkommen geheißen. Ihr erster Versuch erfolgte in Gené, wo es zu den wütendsten Szenen kam. In Neuenburg wurde Catherine Booth, die älteste Tochter des Generals, sogar ins Gefängnis gesetzt. Aber die Armee setzte sich auch in unserem Lande durch und ist heute anerkannt wie überall, ja, es heißt, die Schweiz sei heute von den nicht englisch sprechenden Ländern das blühendste Heilandsland. Sogar die Schweiz besitzt die Armee heute die Sympathien vieler und es fällt keinem Menschen mehr ein, etwas gegen sie zu unternehmen, und ihre sozialen Institutionen arbeiten in bestem Einvernehmen mit allen andern.

Bald breitete sich die Bewegung auch nach Übersee aus und gewann ganz besonders in Indien an Boden. Auch da, wo man ihr erst feindselig gegenüberstand, merkten die Regierungen nach und nach, daß die Arbeit, die die Armee an den Armen und Verworfensten tat, ihnen selbst nützlich war und die Zustände besserte.

War zuerst das Heilswerk ganz im Vordergrund, so änderte sich das um das Jahr 1890. Booth kehrte eines Tages von einer Reise zurück und frag seine Gattin, ob er gemacht habe, daß es Leute gebe, die unter Bräuten übernachteten. Dieser bejahte dies, worauf der Vater frag: „Und du tatest nichts dagegen? Es muß sofort etwas geschehen. Schaffe ihnen ein Dach über ihren Köpfen und Wände um sie herum.“

Das war der Anfang des Sozialwertes. Zwei Jahre später erschien das Buch des Generals: „Im dunkelsten England und der Weg heraus“. Zwanzig Jahre vorher hatte er eine Schrift veröffentlicht: „Wie wir die Massen mit dem Evangelium erreichen“. Nun sah er, daß er auch die sozialen Verhältnisse ändern mußte, um diesem Evangelium Gehör zu verschaffen. Er wurde zum Sozialreformer aus seiner Liebe zu Gott heraus.

Seine Frau erlebte nur noch den Anfang dieses Sozialwertes; sie starb schon im Jahre 1890 nach einer langen Lebenszeit. Diese ging fast über die Kraft ihres Gatten, der ohnmächtig zusehen mußte, wie sie langsam und qualvoll starb und er, wie er sagte, zum ersten Male die Wege Gottes nicht verstand.

Was Booth vorsetzte, war vor allem eine großartige Kolonisation. Er sah drei Arten Kolonien vor sich, die Stadtkolonie, die Landkolonie und die Arbeiterkolonie. Sein Buch rief große Sensation hervor und wurde heftig angegriffen. Wir können im Rahmen eines kurzen Zeitungsartikels nicht auf die Einzelheiten seines Planes eingehen, so interessant sie sind, sondern können nur kurz sagen, was Booth erreichte:

Als er im Jahre 1912 starb, befah die Heilsarmee in 21 Ländern 259 Nachherberge, 86 Kindertruppen und Kinderheime, 117 Heime für gefallene Mädchen, 24 Entbindungshäuser, 8 Seemannsposten, 138 Stumpfen, 22 Armen und Anbiederungen, 11 Spitäler und Apotheken, 3 Altersheime, 75 andere Sozialerrichtungen, 11 Nachforschungsämter für Verlorenen, 10 Seemanns- und Militärheime, 21 Dorfstellen und 599 Tagelöhner. In der Arbeit standen etwa 16 000 Offiziere, die

nen eine Anzahl von Soldaten Gefolgschaft lieferte.

Das soziale Wert aber ist es vor allem, das die Heilsarmee populär gemacht hat. Man mag über ihre religiösen Methoden denken wie man will, man mag den Lärm verurteilen, mit dem das Evangelium gepredigt und auf manche niedrige Instinkte der Masse gerechnet wird bei der Geminnung der Seelen, man mag befandern heute, wo die Heilsarmee eine Krisis durchmacht, die wohl nach und nach zu einer gänzlichen Umorganisation führen wird, bedenken, daß manches hätte besser gemacht werden können, aber eins wird man der Armee lassen müssen, sie hat als erste zuerst und vor allem der Arbeitermänner sich angenommen und sie hat erkannt, daß man nicht nur ihre Seelen, sondern auch ihre Körper retten, daß man ihnen Gelegenheit zur Arbeit geben müsse, um ihnen ihre Selbstachtung wiedergeben und sie über sich selbst emporzuheben. Der General hat einen neuen Hilfsbegriff geschaffen, den laufende nachgehoht haben. Seine Organisation umpannt heute die ganze Welt, weil sie wirklich weltbewegend war, weil er vor nichts Halt machte, in der Ueberzeugung, daß Gott will, daß allen Menschen geholfen werde.

William Booth hat diese Entwicklung selbst noch größtenteils erlebt. Er starb im hohen Alter von 83 Jahren. Arm und einfach wie er gelebt hatte, starb er auch. Er glaubte ja an die Armut und forderte sie von jedem seiner Offiziere, die zudem zu äußerster Einfachheit der Lebensführung verpflichtet wurden. Er hatte von einem Freund Reed ein kleines Vermögen erhalten, von dessen bestehenden Zinsen er gelebt hatte, jedoch die Armut gar nicht belasten mußte für seinen persönlichen Unterhalt. Die großen Summen, die ihm seine Bücher, vor allem das über das dunkelste England einbrachten, floßen ganz der Armee zu. Noch in seiner letzten Krankheit waren es vor allem die Heilmittel, deren Los sein Herz bewegte. Seine letzte Unterhaltung mit seinem Sohne und Nachfolger Bramwell Booth war eine Bitte für sie.

Sein Tod machte ungeheures Aufsehen. Eine unabhiebare Menschenmenge folgte seinem Sarge, als er zur letzten Ruhe getragen wurde, denn ein großer Führer war aus der Welt geschieden und viele fühlten, daß sie einen Vater verloren hatten.

C. 3.

Schnaps-Initiative u. Prohibition

Wenn die Schnaps-Initiative auf den Namen Gemeindefestimmungsrecht gestützt ist, so ist das schon eine etwas irreführende Bezeichnung. Noch viel größer aber wird die Konfusion, wenn sie gar von der Verteilung und ähnlichen Dingen als Vorwand der Weinsteuern für die Prohibition behauptet wird. Drum ist es wohl am Platze, daß man die drei so verschiedenen Begriffe: Prohibition, Gemeindefestimmungsrecht und Schnaps-Initiative gebührend auseinander zu halten lerne.

Wir sind in der günstigen Lage, daß Amerika schon in gewisser Weise den Vorplatz gemacht hat und wir mit uns seinen Erfahrungen lernen können. Gemeinlich wird natürlich angenommen, daß wir Abstinenz nicht besser erlernen für unser Volk, als daß wir möglichst rasch das Ziel erreichen, zu dem Amerika gelangt ist. Wie steht es nun damit? Wollen wir unbedingt den Weg Americas nachgehen? Wir sind keineswegs dafür, auch wenn wir nicht weit genug sind, uns bestreuen zu lassen und die Gesundheit der Kinder zu verlieren. Über den Vorwand der Prohibition aufzukommen, das wir ihre Herkunft und Tendenz zu gut kennen. Aber die Geschichte der Prohibition in Amerika nur ein wenig kennt, dem wird ganz klar, warum die Stellung auch der Abstinenz zur Prohibition nicht eindeutig ist. Wir haben das Verbot als einen Segen für das amerikanische Volk nur so weit an, als es die Krönung eines jahrzehntelangen Kampfes gegen den Alkoholismus war, und nur so, wo die Verschärfung der Trinksitten von unten herauf, das heißt beim Einzelnen, in der Familie und in der Gemeinde, schon erschüttert war. Eine lange geübte Erziehungsarbeit ist in vielen der Einzelstaaten vorausgegangen, — und in dieser Arbeit haben die amerikanischen Frauen jedenfalls das Meritoolste geleistet. In den Gebieten, wo dies Fundament gelegt war, wo die Wille des Volkes von unten herauf dem Verbot der Prohibition den Weg ebnete, haben sich auch die unerwarteten Erscheinungen, die ein

Staatsverbot, zu dem das Volk noch nicht reif ist, mit sich bringt.

Nach wie in der Schweiz haben wir schon ein kleines Beispiel einer Prohibitionsmaßnahme erlebt in dem Weinverbot, das 1907 vom Volk mit 205,882 Ja gegen 135,888 Nein angenommen wurde. Eine waadtländische Landgemeinde wollte für ihr Gebiet, erstreckt durch ein furchbares, im Weinbau sehr ergiebigen Berge, den Wein verbot. Das das gesetzlich ebenso wenig wie ein kantones Abstinenzverbot möglich war, weil der Bundesverfassung die Gewerksfreiheit so verankert ist, daß sie nur durch den Bund selbst eingeschränkt werden konnte, blieb also nur der Weg von oben herab, das Staatsverbot durch Volksentscheid. Diese Maßregel hatte auch bei uns zwei Schönheitsfehler: erstens wurde dabei die weichen Egoisten von den Deutscheschweizern, denen es nicht schwer fiel, den bei ihnen wenig bekannten Wein zu verbieten, so übermäßig wie in Amerika die oststaatlichen Großstaaten überstimmt wurden. Und zweitens war das Verbot des Weins so wenig vollständig wirksam, wie irgend ein Verbot. Es wird trotz des Verbotes so fleißig immer noch getrunken, und trotz des Abstinenzbegriffes ist es ein offenes Geheimnis, daß in der Weinstadt heimlich noch zu bekommen ist. Die frühere Verfügung durch den offenen Ausschuss des Abstinenz war wohl noch größer als die jetzige Verfügung durch den Reich des Verbotenen, und von solchen Abstinenzverboten, wie eines zu der Prohibitionsmaßregel führte, hat man nichts mehr hören müssen.

So braucht das Schweizer Volk es zwar nicht zu bereuen, daß es 1907 gegen den Wein auf dem Prohibitionsweg vorging. Aber doch, daß 1920 gerade Leute, die die amerikanischen Verhältnisse kannten, davor gewarnt, auf diesem Wege weiter zu gehen. Damals wurden nämlich manche Abstinenzten, und irrt ich nicht, auch die sozialdemokratische Partei eine Initiative auf ein Landes-Schnapsverbot ergreifen. Vorjährige Leute aber sagten: „Nicht so leicht, denn der Weg von unten herauf geht, er führt leichter, wenn auch viel langsamer, zum Ziel. Wir wollen keine eigenhändige Entscheidung über Gemeinde und Kantone hinweg; wir wollen kein eigenhändiges Schnapsverbot entsprechend dem Abstinenzverbot; wir wollen nur in der Bundesverfassung das Recht der Gemeinden und Kantone, in der Schnapsfrage so zu entscheiden, wie es den lokalen und kantonalen Verhältnissen entspricht. Wir wollen das Recht, das am 1905 die Gemeinde von der Kanton Roudi nicht hatten, weshalb man zur Abstinenz-Prohibition greifen mußte. Wir wollen keine solchen autoritativ-demokratischen Prohibitionsmaßregeln mehr; wir wollen ein erzieherisch-demokratisches Recht, — eben das, was die Schnaps-Initiative ist. Deshalb soll man sich vom Gekleid der Brenner, Brauer, Weinhändler und Wirte: „Moralisch ist die Moral, die Prohibition“ nicht irreführen lassen, sondern die Prohibition nicht wir nicht; der Weg von oben herab führt eben nicht so gründlich zum Ziel wie der Weg von unten herauf, der Weg der Schnaps-Initiative. Gerade weil der das langwierige Mittel ist, den Alkoholismus entgegenzuwirken, das heißt langsam zur Entalcoholisierung zu führen, schreien die Alkoholinteressenten so sehr dagegen. Es hat auch früher kein einziger der Schnaps-Initiative im Schweizer Volk gegeben. Schnaps-Initiative sprachen, die Geschichte der gesetzgeberischen Alkoholgesetzgebung zu studieren und gemacht, wie die Leute, die den Wortlaut der Schnaps-Initiative feststellten, und dabei mußten, was sie taten.

Daß die Wirte usw. usw. Abstinenzten alleamt Anstandeslos sein, können wir ihnen nicht wehnen; denn es ist wohl so, wie die Schweizische Wirtzeitung in Nr. 10 vom 9. März schreibt: „Das Denten ist aber leider in unserem Gewerbe eine seltene Erscheinung“. Aber wir andern Leute sollen denen können, und deshalb den Unterschied von Schnaps-Initiative und Prohibition begreifen und auch andern klar machen können.

Rudolf Schwarz,

Die halbtägige Erwerbsarbeit

Wir haben bereits über den französischen Frauenkongress berichtet und sind nun in der Lage, Näheres aus den Ausführungen über die untere Leiterinnen sichtlich interessierende Frage der halbtägigen Erwerbsarbeit zu bringen, die Mlle Chapal, die bekannte Sozialarbeiterin, auf demselben gemacht hat.

Halbtagsarbeiter hat es natürlich immer schon gegeben, führte sie aus. Jedem Fertigungsarbeiter oder Stützarbeiter, wie zum Beispiel Arbeiter, wenn die vorhandene Arbeit zur Ausfüllung der Zeit nicht mehr ausreicht. Der ständige Arbeitstag verkürzt sich für gewisse Arbeiter zu gewissen Jahreszeiten von selbst zu halben Tagen.

Aber die eigentliche Halbtagsarbeit ist in gewissen Ländern inoffiziell versucht, in andern in weitem Maße anerkannt worden. Die Einmüde sind mannigfaltig Art. Bei vielen Industrien ist sie durch deren Wesen selbst ausgeschlossen. Man will die Zeit abgeben, die sie abgeben kann. Man möchte nur die Möglichkeit schaffen, daß sie da, wo sie

ist, auch nützlich und praktisch erwies, in den Rahmen des Gesetzes eingepaßt werde. Das System der halbtägigen Arbeit hat in den verschiedensten Staaten schon 1918 Verwendung in Strickerfabriken, Buchdruckereien, Schloßereien, Flugzeugfabriken und in einigen Geschäften. Arbeiter und Arbeiterinnen waren zufrieden damit. Man arbeite in einigen Werkstätten 5, in andern 4 Stunden. Natürlich gab es auch Einwände der Arbeitgeber, welche das System nicht annahmen, so sei es besonders schwierig, bei Serienarbeiten die Arbeiterinnen an einem Tage einzuarbeiten und sofort mitten die Maschinen durch den Wechsel der Bedienung, besonders bei nicht geübten Arbeiterinnen. In England ist die Halbtagsarbeit in einigen Fabriken zugelassen, aber stark verbreitet nur bei den sozialen Arbeiterinnen. Viele Einrichtungen für Sozialdienst erwähnen unter der Lohnbewehrung Aufgehörten Halbtagsarbeiterinnen (half time workers). In Frankreich sind einige glückliche Versuche gemacht worden. Die Firma Anzieux in Nantes läßt den Arbeiterinnen die Wahl; in Bordeaux hat vor kurzem die Gewerkschaft ein Stellenverzeichnis für Halbtagsarbeiterinnen geschaffen und 225 Familienmütter haben sich bereits dafür gemeldet.

Wozin liegt überhaupt die Dringlichkeit dieser Einrichtung? In der Notwendigkeit, meint Mlle Chapal, dem Hausat der Arbeiterinnen von Einkünften zu verschaffen, ohne ihn deshalb den ganzen Tag verlassen zu müssen, wo doch die Gegenwart der Mutter so unentbehrlich ist. Für zahlreiche Arbeiterinnen wäre die Ausbreitung des Halbtagsarbeitersystems die Lösung der Schwierigkeit, mütterliche Pflichten mit der Stellung als Arbeiterin zu vereinbaren.

Anßerdem würde eine weitestgehende vernünftige Organisation der Halbtagsarbeit den tätigen Leben eine Menge körperlich minderwertiger zurückgebliebene infolge einer unheilbaren Krankheit, eines Arbeitsunfalls oder aus sonst einem Grunde nicht mehr voll arbeitsfähig sind und für die normale Arbeitszeit eine gefährliche Ueberbürdung wäre. Man würde ihnen, hauptsächlich wenn man ihre belohnte Gegenwart so nach ihrer Krankheitsart oder Minderwertigkeit berücksichtigen, eine mäßige Beschäftigung ermöglichen. Außer materieller Hilfe erleben sie kein geistliches Trost.

Halbtägige Erwerbsarbeit sollte daher als eine normale wirtschaftliche Lastade anerkannt und auch durch die sozialen Verhältnisse berücksichtigt werden.

Nach der Schließung der öffentlichen Häuser in Straßburg.

Der Rat für Gesundheitspflege des Departements Bas-Rhin hat in seiner Sitzung vom 6. Februar 1929 den Bericht über die Verbreitung der venereichen Krankheiten entgegengenommen und feststellen können, daß seit Schließung der öffentlichen Häuser am 1. Februar 1926 die Geschlechtskrankheiten in der Gegend nicht nur nicht zugenommen, sondern in beträchtlicher Maße abgenommen sind.

Während man früher in der Volkstift des Bürgerhospital durchschnitlich 16 neue Fälle von Syphilis im Monat feststellte, ist die Zahl 1928 auf 6 gesunken.

Andererseits sind 22 Fälle latenter Syphilis unter 1000 konsultierenden Frauen und Mädchen in vorgeschriebenen Konsultationen, wo systematische Blutproben angefertigt werden, nicht festgestellt worden.

In der Gegend von Straßburg beobachtet man früher 14 neue Fälle Syphilis im Monat, 1929 ist das monatliche Mittel geringer gewesen als 11 Fälle.

Der Rat für Gesundheitspflege hat angefangen die wichtigsten Ergebnisse beschließen, die Presse zu erörtern, die Arbeit der Gegend zu unterstützen, um die falsche und gefährliche Meinung zu bekämpfen, als ob die öffentlichen Häuser in sanitärer Hinsicht eine gewisse Sicherheit bieten. Fern davon dürfen diese Ergebnisse das gerade Gegenteil beweisen.

Rudolf Schwarz,

Ein vorbildlicher Schulhausneubau für eine Mädchenschule.

Im letzten Herbst hat in Stettin die Einweihung eines Schulhausneubaus für eine große Mädchenschule stattgefunden, der unter der Aufsicht der Gegend unter der Leitung der Frau A. A. zu Stande gekommen ist. Es ist die große Mädchenschule von Stettin, deren Leitung der Reichstagsabgeordnete Oberstudiendirektor Dr. Max Untermyer. Das neue Schulgebäude gibt der sehr großen Anstalt mit ihren über 900 Schülerinnen und vielgestaltigen Aufbau mit Frauenhilfs-, Kindererzieherinnen-Sportstätten, Turn-, Schwimm- und Musikräumen, Seminaren der nötigen Raum und ist in der Lage, so durch die Presse allgemein als der modernste Schulbau dem Land erörtert werden. Der Bau ist ganz den besonderen Bedürfnissen der höheren Mädchenbildung angepaßt. Einmal wurde entsprechend dem zur Reifeprüfung führenden Teil der Anstalt, dem Oberstudium, die für den wissenschaftlichen Unterricht notwendigen Einrichtungen, insbesondere die Naturwissenschaften mit entsprechenden Arbeitsplätzen für die naturwissenschaftliche Praktik geschaffen. Sodann um-

Der Schwarm kam und ging, wie Ebbe und Flut. Man wurde mitgerissen.

Als ich mich nun in dieses wogende Meer hinauswagte, kam plötzlich ein kühner Bogenläufer in vollem Schwung auf mich los: ich war verloren! Er mußte mich ja umrennen! — Und plötzlich lag ich am Boden und wurde über die gleisende Bahn geschleift; zwischen den Zurückweichenden hindurch... Vielleicht kamen dabei noch andere zu Fall; ich sah es nicht. Und die Militärkapelle spielte wie toll! Ich mußte mich, wie mit Geißeln.

Erst später erklärte man mir den ganzen Vorgang. Der Bogenläufer war im letzten Moment mit einem anderen zusammengeprallt. Der Inwohner hatte nicht selbst nicht auf den Boden fallen — und fuhr nach einem unwillkürlichen Sprung mit jenem Schützling in die meine. Gleich und gleich geht es an; es war auch in ein eleganter Gemeinwittensdiner! So blieb er hängen, warf mich um und schleifte mich ein gutes Stück hinten nach; ein wahres Wunder, daß alles ohne weiteren Schaden abließ! Die Zuschauer lachten, — ich ging einem beglückten Fabel. Und verlor mich im Stillen die fatalen Funken, doch heimlich runden Schützling!

Ich mußte an der Lage des Gouverneurs nachgedacht worden sein; er hatte meine Niederlage mit angesehen hatte? Doch mein Verdruss war so groß, daß mir alle Gouverneure der Welt geflohen werden konnten! — Wenn ich erst wieder zu Hause bei meinem lieben Schneedenberg wäre; nichts tat so wohl, wie die Ruhe und Zurückgezogenheit des Landes! Da lachten einen wegnichts nicht alle wegen ein paar Fechtlinien, für die man nicht einmal ein Wort konnte, aus. Ich wollte noch nachträglich vor Empörung und Scham —

Und der Schneedenberg mit seinem Frohsinn: dieser liebe, harmlose Spielführer, wurde mit Lieber denn je.

Agnes Sapper zum Gedenken.

Am 19. März ist Agnes Sapper, die liebe, alte Freundin unserer Kindertruppen dahien gegangen. Ihre Jugendbücher: „Gretchen Reimbold“, „Gretchen's Streiche“, und vor allem die „Familie Wäffling“, sind Gemeingut von Generationen gewesen, ja in ihren Erinnerungen schreibt die Verfasserin, daß Silke- und Raffelbunde sie geradezu als Frau Wäffling gebeten und für ihren „Frieder“ ist ihr Preisgeld und Unterhaltung der künstlerischen Ausbildung geboten worden. In so hohem Maße sind ihre Gesichten zu Wäfflingen geworden. Geworden? Sie sind vielmehr aus der Wirklichkeit heraus geboren worden, die ersten für ihr Töchterchen erachtete, die andern aber alle im Einklang mit dem Wunsch der Kinder, einmal von sich und ihren eigenen Erlebnissen zu hören. Und ebenso entpang der Gedante all der späteren Bücher aus dem Verlangen der kleinen Leser, ihre neuen Freunde weiter und weiter ins Leben hinaus zu begleiten. Durch dreißig Jahre hat sich ein geistiges Leben hinzieht, waren diese Erzählungen das Hausrot in allen Kinderbüchern des alten deutschen Reiches, ja bis in die Schützengräben sind sie gewandert und willkommen geheißen worden. Es ist dies psychologisch sehr interessant, denn wir Erwachsenen erwarten von einem Buch entweder die spannende Handlung oder tiefe Gedanken oder aber die künstlerisch vollendete Form; es ist aber an ungewöhnlich daß Silke und Raffelbunde das Mädchen- und Abenteuerliche, kurz die Weltweite der Phantasie, entsprechen

müßte, hier aber ist es vor allem der Alltag, das Wohlbekannte, das Wirkliche. Offenbar ist dies also für Kinder noch so der Wunder und des Neuen voll, daß sie sich mit Behagen in ihm tummeln und genug Spannungsgrenze aus ihm ziehen. Was wir als die schrankenlose Phantasie des kindlichen Alters bezeichnen, ist auch in der Tat nicht Phantasie in unserem Sinne, sondern eine Unkenntnis des Möglichen und Unmöglichen, ein durch die geringe Erfahrungsbreite bedingter Mangel an Unterscheidungsfähigkeit, wodurch der Schein des Phantastischen erzeugt wird. Agnes Sapper muß tief in der Seele des Kindes gesessen haben, um mit solcher Sicherheit einen neuen Weg zu gehen, aber das nur nebenbei, jedenfalls haben die Kinder selbst der Stoffwahl keiflos beigepflichtet. Und wie man den Wert des Brotes leicht übersehen kann, wenn man es nicht als etwas naturgemäßes, Einfach-Menschliches ist durch die erdgeborenen schlichten Erzählungen in unser Volk getragen worden. Und wer ihr vielleicht bestes Buch kennt, die Erinnerungen an ihre Mutter, Pauline Brater, der weiß, daß die von ihr gezeichnete deutsche Familie kein Wunschbild war, sondern lebendige Wirklichkeit. Es gibt wenige Lebensbeschreibungen, die so tief in die Seele der Leser dringen, daß sie durch sie ein Bild finden in der Lebensform einer Zeit.

die die geistigen Vorbedingungen für das Werden eines einigen deutschen Reiches geschaffen hat, auch die Vereinigung von wirtschaftlicher Enge mit einem schöpferischen Gedanken, auch diese Vereinigung ist von letztem Reiz. Waschen wir es uns doch heute kaum mehr klar, aus wem kein umfiederten Daise die weltumfahrenden Ideen der Zukunft geboren werden manen. Die Frau aber, die es verstanden hat, bei dem Geruch zu werden, den häuslichen Pflichten mit dem weltumspannenden Willen, die mitten im Ringen der Geister immer und vor allem Frau blieb, die zwingt uns volle Bewunderung ab. Das große, aller Frauenbewegung zugrunde liegende Problem einer Verbindung von Selbstbehaftung und Hingabe, ist hier gelöst. Wenn etwas von Agnes Sapper'schen Schriften die Zeiten überdauern wird, dann ist es dies Bild eines Frauenteums.

Mila Kabaotic, Graz.

Müdigkeit im Frühling
bessert sich rasch
durch das Stärkungsmittel
Elchima
Elixir oder Tabletten
Es kräftigt, belebt und verjüngt.
Orig. Pack. 8/2, sehr vorz. Orig. Doppelpack. 6/5 L. d. Apoth.

fehlt der Bau auch mangelgültige Einrichtungen für den zweiten Zweig der Anstalt, der mit Frauenküche, Kindergeräten, Hornerinnen, Lärnberbrünnlein-Seminar mehr auf die künftige Betätigung der Frau in der Familie und in den entsprechenden Berufen gerichtet ist; Küche mit Nebenräumen, Esszimmer, Hauswirtschaftsräume für diesen Teil bestimmt. Die Küche mit Nebenräumen ist den letzten Anstalt neben der geräumigen Turnhalle, bei der ein neuer Fußbodenbelag zum ersten Male in einer Schule ausprobiert wird, ein Ruderkasten, ein Brausebad und ein Dackturnplatz. Ein Schillerinnen-Lesezimmer, in dem verschiedene Zeitungen und Zeitschriften, insbesondere Frauenzeitschriften ausliegen, für die Oberstufe bestimmt, ist in der Entstehung begriffen. Im ganzen Gebäude sind durch eine frohe, kräftige Farbgebung mit feiner Abstimmung hässliche Wirkungen erzielt worden.

Unser täglich Brot . . .

Eines unserer wichtigsten Nahrungsmittel, das wir uns Tag um Tag ohne viel Bedenken und Überlegen, auch ohne viel Dank und jedenfalls ohne uns den tiefen Sinn jener Bitte des „Vater-Unser“ klar zu machen, zu führen, ist unser Brot. Es deckt nahezu zu einem Fünftel unsere ganze Ernährung und ist — von Reich und Arm, von Alt und Jung in gleichem Maße genossen — ein Volksnahrungsmittel auch in dieser Hinsicht, daß es lebenswichtige Stoffe wie namentlich Mineralstoffe und Vitamine in hohem Maße enthält oder wenigstens enthält könnte.

Nun hat aber unser Brot entsprechend der ganzen Kulturverfeinerung im Laufe des letzten Jahrhunderts tiefschneidende Veränderungen erlitten. Es ist nicht mehr das Brot aus dem vollen Weizenorn. Unsere raffinierte Teignicht hat der Hochmüllerei geholfen, ein immer härteres, feineres, weißeres Mehl zu gewinnen. Der Bäcker setzte seinen Stolz darein, ein immer duftigeres und lockereres Brot herzustellen. Das war mit dem alten schweren Mehl, dem Vollprodukt aus dem Weizenorn nicht möglich. Also auch von dieser Seite wurde die Müllerei zur Gewinnung eines möglichst feinen Mehles veranlaßt, das alle die schweren Bestandteile des Kornes, namentlich die äußere Hülle, den Kleber, ausschied. Gefördert wurde diese Tendenz durch einen Irrtum der Wissenschaft, die den Kleber (die Kleie) für den Mensch als nutzlos ansah. Als Abfallprodukt fand er nur noch als Viehfutter Verwendung, in der Viehzucht aber wird er als ein besonders hochwertiges Nahrungsmittel sehr geschätzt.

Diese immer raffiniertere Ausmahlung des Kornes zu Weizenmehl hat aber eine weitgehende Verarmung und Schädigung des Brotes mit sich gebracht. Es ist außerordentlich arm an Mineralstoffen und Vitaminen geworden, die vor allem im Kleber enthalten sind. Nach Dr. v. Jellenberg vom eidgen. Gesundheitsamt beträgt der Mineralstoffgehalt (Rais, Kalk, Magnesia, Eisen und Phosphor) von Vollkornmehl 1,6 Prozent, von Backmehl nur mehr 0,7 Prozent und von reinem Weizenmehl gar nur noch 0,35 Prozent. Wie sehr das Weizenorn der Weiz, diesem wichtigsten Nahrungsmittel, an Mineralstoffen nicht nur ebenbürtig, sondern namentlich an Phosphor, Eisen und Magnesia sogar überwertig, reines Weizenmehl dagegen weitgehend daran verarmt ist, geht auch aus folgender Zusammenstellung hervor:

	Milch	Weizen	Weizenmehl
Kalk	34	31	6
Rais	17	3	1
Magnesia	2	12	4
Eisen	0,3	1,3	0,3
Phosphor	23	47	12

Welche Verschwendung wir mit diesen lebenswichtigen Stoffen durch eine zu weit-

gehende Ausmahlung betreiben, mögen des weiten auch folgende Zahlen illustrieren: Ein Kilo Vollkorn enthält 104 Gr. Eiweiß, 17,7 Gr. Fett und 632 Gr. Kohlenhydrate. Aus diesem Kilo Vollkorn hergestelltes weißes Roggenbrot ergibt nur noch 420 Gr. Brot und enthält nur noch 14 Gr. Eiweiß, 1,8 Gr. Fett und 202,5 Gr. Kohlenhydrate. Vom Vollkorn gehen zum weißen Roggenbrot ergibt sich also ein Verlust von vier Fünfteln Eiweiß, neun Zehnteln Fett und zwei Dritteln Kohlenhydrate.

Aber die Natur rächt sich, sobald die Verfeinerung zu weit geht. Ein weithinreichendes Kulturgleichheit ist das Zeichen unserer Zeit, Spitäler und Kliniken wachsen ins Ungemessene und eine blühende Nährpräparateindustrie muß den Ausfall decken, den wir heutigen Kulturmenschen uns durch diese törichte Verfeinerung und Verschwendung leisten. Ein in die Augen springendes Zeichen dieser Mineralstoffverarmung unseres Brotes ist die weitverbreitete Zahnverderbnis, die nicht nur im äußeren Schönheitsfehler und Defekt darstellt, sondern das Zeichen tiefergreifender innerer Störungen namentlich auch im Knochenaufbau ist. Tierversuche haben das unzweideutig festgestellt. Auffallend ist auch, wie sich in unserer Schweiz die Gegend genau decken; wo das weißeste Brot konsumiert wird, herrscht auch die größte Zahnverderbnis. So ist z. B. in der Ostschweiz, wo ein sehr weißes Mehl und das entsprechende Brot verbraucht wird, unter den Schulkindern eine 100prozentige Zahnverderbnis festzustellen, während im Wallis, Tessin und Graubünden, wo noch ein volleres Brot zur Verwendung kommt, immerhin doch noch 10—15 % gesunde Gebisse zu finden sind. Und noch einmal: Zahnverderbnis ist nur das sichtbare Zeichen einer viel tiefer liegenden Störung. Und wer weiß, ob die geistigere Nervosität unserer Zeit wenigstens zum Teil nicht auch auf den chronischen Phosphormangel zurückzuführen ist, den unser Brot schon seit Generationen aufweist? Allerdings machen sich solche Schädigungen nicht sofort bemerkbar, aber im Verlaufe eines ganzen Lebens und ganzer Generationen jammern sie sich doch zu tiefgreifenden Defiziten und Degenerationen. Der dänische Nahrungsmittelforscher Sjöndhede z. B. hat während des Krieges die Weizens erreicht, die Folge war eine Senkung der Sterblichkeitsziffer auf ein vorher nie getanntes Maß.

Wenn wir also die Unzufriedenheit und Mangelhaftigkeit unseres heutigen Brotes einsehen, so müssen wir dafür arbeiten, ein Brot zu bekommen, das wieder sämtliche Bestandteile des Weizenornes enthält. Also eine Brotreform! Allerdings werden sich der Durchföhrung einer solchen Reform noch gewaltige Hindernisse in den Weg stellen: Gewohnheit, die Interessen der Müller und Bäcker, die keineswegs mit den Forderungen der Volksgesundheit parallel gehen. Denn zur Herstellung eines Vollkornmehles braucht der Müller keine komplizierten Maschinen, wie er sie heute hat, und die dunklen Backwaren verstoßen gegen den Berufstolz des Bäckers. Und doch wird sich eine solche Reform durchsetzen müssen. Es ist bezeichnend, daß sich der Ruf darnach gerade in den Gegenden zuerst erhebt, in denen das weißeste Brot verzehrt wird, in der Ostschweiz. Dort ist eine Bewegung im Gange, die bereits Erfolge gezeitigt hat. Die Ostschweizer, Müller und Bäcker hat sich bereit erklärt, durch Herstellung von Vollkornmehl und Vollkornbrot (Grahambrot, Steinmehlbrot, Törlerbrot sind noch keine Vollkornbrote) Hand zu dieser Reform zu bieten, genügenden Absatz vorausgesetzt.

In der Meinung, daß diese Brotfrage die Frauen zentrale St. Gallen sehr

eingehen damit beschäftigt und Hand zu einer großangelegten Volksaufklärung geboten. Sie hat sich an den örtlichen Verein und verschiedene andere große Organisationen gewandt und in Verbindung mit diesen letzte Woche zu einem fast besuchten Vortrag über die Brotreform eingeladen, an dem Herr Dr. Eggenger aus Herisau, der bereits durch die Befämpfung der Kropfkrankheit mit dem jodierten Kochsalz in der ganzen Schweiz einen Namen gemacht und der sich nun speziell der Brotfrage als einer brennenden Frage der Volksernährung zugewandt hat, in einem großen Lichtbildvortrag die Tatsache unserer heutigen Broterzeugung beleuchtete. Seine Darlegungen waren so überzeugend, daß auch der in seine lieben Wohnheiten Allereingespinnende sich der Folgerichtigkeit seiner Darlegungen nicht entziehen konnte und gewiß recht nachdenklich nach Hause gegangen ist.

Die Frage der Brotreform wird auch andere Teile unseres Landes ergreifen, denn auch das eidgenössische Gesundheitsamt wird sich der Sache annehmen und wird sie, den örtlichen Verhältnissen angepaßt, in den einzelnen Teilen unseres Landes in Fluß bringen. Wir sind überzeugt, daß auch andersorts die Frauen dieser wichtigen Frage ebenfalls die gebührende Aufmerksamkeit schenken werden.

Männer zur Frage des Frauenstimmrechts.

Es war entsetzlich unvorsichtig, mich so rash überreden zu lassen, dem Frauenblatt einen Artikel über das Frauenstimmrecht zu senden. Es geschah aus einer bereits vierzigjährigen Ueberzeugung und aus dem Wunsch, am Erfolg der Petition etwas mitzuwirken. Nun aber die Ausführung des Versuchens! Da ist es wirklich peinlich, Argumente wiederholen zu müssen, die schon zehn-, hundert- und tausendmal in besserer, definitiver Form ausgedrückt worden sind. Neues läßt sich über die Frage gar nicht sagen.

Die Forderung ist logisch mit dem allgemeinen Stimmrecht verbunden; wer dieses billigt, muß es den Frauen auch geben; wer es den Frauen nicht geben will, der soll das allgemeine Stimmrecht bekämpfen; das tun ja mehrere; die sind wenigstens logisch; es fällt mir jedoch nicht ein, mich mit ihnen auseinanderzusetzen. — Rein logisch hat bereits im Jahre 1886 der Philosoph Charles Secrétan den unwiderlegbaren Grundsat aufgestellt: Jedem Recht entspricht eine Pflicht und jeder Pflicht ein Recht. Haben die Frauen alle Pflichten (vom Militärdienst abgesehen, den ja auch nicht alle Männer tun), so sollen sie auch die entsprechenden Rechte haben.

Alle Gründe gegen das Frauenstimmrecht, die überhaupt etwas mit der Vernunft zu tun haben, sind schon längst widerlegt. — Bis vor kurzem blieben dagegen die bekannnten Einwände: „Wenn die Frauen stimmen, wie wird es dann in der und der Frage aussehn?“ Diese Einwände fallen nun auch dahin, seitdem so viele Länder praktisch zeigen, wie das Frauenstimmrecht sich auswirkt.

Und doch sind viele Männer oder Frauen noch nicht bekehrt! Wie kann man sich das erklären? Solche Probleme werden eben nicht bloß mit der Logik erledigt; sie hängen mit einer Weltanschauung zusammen, ja mit Dingen, die noch tiefer liegen, im Unterbewußtsein. Es spielen da Gründe mit, die man sich selber nicht gerne eingesteht, die man sich vielleicht nicht eingestehen darf. . . . Wie kommt es aber, daß die meisten Männer für ihre Mutter eine so tiefe Verehrung, ein so tiefes Verständnis haben, daß sie ihr ohne weiteres das Stimmrecht geben würden? Jeder bloß seiner eigenen Mutter. Wie reimt sich diese Verehrung für die Mutter, wie reimt sich die Erkenntnis der größten, edelsten Geister, daß die Frau in der Entwicklung unserer Kultur ewige Werte in sich trägt, zusammen mit der Geringschätzung, um nicht zu sagen mit der tiefen Verachtung, die in täglichen Gesprächen so vieler Männer zum Ausdruck kommt? Es spielt da sicher der uralte Instinkt des Herrn mit, und auch in vielen Fällen das sexuelle. . . . Gerade unter denjenigen, die so oft das Frauenstimmrecht aus „Ehrfurcht vor dem ewig

Weiblichen“ bekämpfen, gibt es viele, welche diese Ehrfurcht am Wertigsten in sonderbarer Weise bezugnen. Und wenn das oft auch bloße Redensarten sind, so belassen sie doch und belassen unsfer Urteil. Dieses schwierige Thema läßt sich nicht in einem Zeitungsartikel behandeln; ich möchte bloß alle Männer bitten, sich in dieser Beziehung streng zu prüfen.

Und die vielen Frauen, die vom Stimmrecht nichts wissen wollen? Auch da handelt es sich in vielen Fällen um die Mentalität einer taufendjährigen Knechtschaft. Sie überlegen nicht, daß keine gegensungen werden soll, zu stimmen, daß aber diejenigen das Recht haben sollen, die dafür reif sind.

Unannehmlichkeiten? Daß es solche geben wird, läßt sich nicht betreiten. Haben wir nicht beim allgemeinen Stimmrecht der Männer auch Unannehmlichkeiten? Wer sie schon erlebt hat, der weiß, mit welchem Gewinn man sie überwindet und welches Gefühl der demokratischen und der menschlichen Würde eine Abstimmung in uns auslöst, bei der gewisse Konflikte der Eigenliebe als etwas Sekundäres überwinden wurden. Nicht nur der Frau, sondern auch dem Mann bringt das Frauenstimmrecht eine heilsame Befreiung.

Lausanne. Ernst Boel.

Ihrem Wunsch entsprechend verusche ich in kurzen Zeilen meine Auffassung von der Frauenrechtsfrage und ihrer gegenwärtigen Bedeutung für die Schweiz mitzuteilen.

Je tiefer Staat und Gemeinden in das früher der Familie vorbehaltene Gebiet der Erziehung und der Fürsorge eingreifen, um so nötiger ist die aktive Mitwirkung der Frauen an solchen öffentlichen Aufgaben.

Am besten wäre es, wenn ohne Rücksicht auf das Geschlecht die geistige Eignung, die innere Teilnahme und die selbstlose Gesinnung bestimmend wären für den Einfluß des Einzelnen auf die Gesamtheit.

Sehr viele wertvolle Kräfte, die mit großem Nutzen eingesetzt werden könnten, liegen brach, solange die Frauen nicht das Aktivbürgerrecht im vollen Sinn des Wortes besitzen.

Aber die vielen Bürger, die das Stimmrecht besitzen, ohne einen vollverantwortlichen Gebrauch davon machen zu können, bilden ein Element der Unsicherheit und bedeuten bei den bis in alle Winkel ausgebaute Volksrechten eine derartige Einschränkung, unter Umständen eine solche Gefährdung für die Staatsleitung, daß ich mich ernstlich frage, ob noch mehr totes Gewicht der Maschine aufgebürdet werden darf.

Viele Männer sind nur durch demagogische Schlag- und Schreiworte zur Ausübung ihrer politischen Rechte zu bewegen.

Das ist kein Grund, das Stimmrecht auf hunderte-tausende von Frauen auszudehnen, die in der gleichen Lage wären.

Erfst sollte man eine Methode finden, die Uebel einzubändigen, die heute schon mit der Lastfrage einer weitverbreiteten politischen Gleichgültigkeit und Stumpfheit verbunden sind, bevor man die Basis der Demokratie auf einen Schlag verdroppt.

Es handelt sich um die Lebens- und Aktionsfähigkeit des Staatswesens — und erst in zweiter Linie um das „gleiche Recht“.

Eine Demokratie, die materielle Fragen bis in die Staatsverträge hinein der Volksabstimmung unterbreitet, ist nicht mit den Staaten zu vergleichen, wo das Volk nur wählen darf! — Ich wünsche einen entscheidenden, aber organischen Aufbau der Frauenrechte, vor allem in den Gebieten, die der Frau am nächsten liegen: Erziehung, Schule, Kirche, Fürsorge, Vormundenschaft, Lebensmittel- und Wohnungslospolizei, Alkoholfrage.

Ernst Schürch, Chefredaktor des „Bund“.

Partei und Frau.

Die „Evening Standard“ teilte kürzlich mit, daß in nächster Zeit die konservative Partei ihren Wahlsfeldzug eröffnen werde. Die Partei will die weibliche Wählerchaft, namentlich die „Unterdreißigjährigen“, die nun neu und als unbefriedigtes Blatt in das politische Leben einreten, durch die Veranstaltung von 5000 Wählerparlamenten, an denen über 7000 Frauen das Wort ergreifen werden, für sich gewinnen.

Wo — da haben wir ihn also: den vorausgegangenen Kampf der Partei um die Seele der Frau, we-

Ein Dank.
Die Angehörigen der kürzlich verstorbenen Zugendstiftstellerin Agnes Sapper bitten mich, im Frauenblatt, das f. S., in den Jahren der bitteren Not Deutschlands, meinen Aufruf an die Jugendjugenden der Dichterin veröffentlicht, allen Jenden, die ihm Folge leisteten, Kindern, Lehrern, Müttern einen letzten Gruß zu übermitteln und nochmaligen herzlichsten Dank für die „nachhaltige Gergensfreude“, die ihr damals in schwerer Zeit durch diese Hilfe aus der Schweiz zuteil wurde. Agnes Sapper hat das letzte Jahrzehnt ihres Lebens in Stille und Zurückgezogenheit verbracht und gerade darum haben

ihre diese Zeichen der Verehrung und Liebe von Seiten der Schweizerjugend besonders wohl getan.
Gern willfahre ich diesem Wunsch der Dichterin und ihrer Angehörigen, um so lieber, als Ihr Junges daraus geht, wie nachhaltig eine Freundschaft, eine gute Tat, ein liebes Wort wirken kann, wie besonders alten Weuten, denen der Quell der Freude meist nicht mehr so reichlich fließt, die sich oft verlassen und vereinsamt nachkommen, eine doppelte Wohlthat geschieht mit solch freundschaftlichem Geben. Ganz besonders wissen solche Menschen, die in ihrer Lebensarbeit sich nicht nur dem engen Kreis ihrer Familie, sondern in ihren Worten der Menschheit schenken, unpersonlich, ohne den Dank jeweiligen ein-

ziehen zu können, es zu schätzen, wenn wir, die wir diese Werke genießen und davon zehren, in vielen Stunden der Erbauung und Belehrung, ihnen so beweisen, wie viele Kreise ihr Werk gezogen!
Agnes Sappers Bücher, besonders die „Familie Pfäffling“ und dessen Fortsetzung „Wachen und Werden“ gehören zu den schätzenswertesten Hausbüchern und als solche in jede Familie, wo Kinder sind.
M. Steiger-Venggenbager.

Von Büchern.
Rumänische Mädchen, von Hugo Marti. U. Franke U.-G. Verlag, Bern.



Weil alte Leute wenig essen
achtet darauf, dass jede Speis, jedes Getränk recht viel aufbauende Nährstoffe enthält und vom geschwächten Organismus leicht ertragen wird. Eine Tasse BANAGO führt dem Körper wichtige Nähr- und Aufbaustoffe zu, ohne die Verdauungsapparate zu überlasten. Dabei ist BANAGO billig und ausgiebig.

Gratis
Eine Musterschachtel BANAGO. Bitte diesen Beleg schein genau ausfüllen und in Couvert oder auf Postkarte geklebt einsenden. Mit 5 Cts. frankieren.

An die NAGO Nährmittel-Werke A.-G. Olten 130
Ich möchte mit ihrem BANAGO einen Versuch machen und bitte um Zusendung einer Musterschachtel, gratis und franko.
Datum und genaue Adresse _____

BANAGO

den jene Zweifler an der politischen Selbstständigkeit der Frau sagen, mit denen wir uns auch schon auseinanderzusetzen haben. Der Schein scheint ihnen recht zu geben. Und doch, wer näher zuseht und tiefer in diese Frage eingedrungen ist, der wird ohne weiteres zugeben müssen, daß sich überall, wo sich die politische Gruppierung der Frauen vollzieht, doch so etwas wie eine besondere politische Frauenarbeit abzeichnet, die sich wohl im Rahmen der parteipolitischen Weltanschauung bewegt, aber doch ganz bewußt dabei den besonderen Frauenstandpunkt herausarbeitet, Frauenaufstellung, den Männeraufstellung zu sehen laßt. Am Beispiel der „Frau“ in der von Gertrud Bäumer und Helene Lange herausgegebenen, so vorzüglichsten deutschen Monatschrift, ist eine Reihe von Aufsätzen zu diesem Thema erschienen, die unsere Behauptung durchaus belegen: Die politische Erziehung der Frauen im Zentrum, der deutschen Erziehung, bei den Sozialdemokraten und den Demokraten. Aus diesen Aufsätzen geht zur Genüge hervor, daß in vielen Parteien die Frauen nicht einfach blinde Mitläuferinnen der männlichen Parteiarbeit sind, sondern daß sich eine ganz eigene Erziehung der Frauen vollzieht, die nicht von den Männern gemacht, sondern von den Frauen selbst an die Hand genommen wird. Jede Partei hat ihren besonderen Frauenbeitrag zum großen Reichs-Frauenrat bis hinab zu den kleinsten Ortsgruppen, aber dann ihre für die Organisation der Frauen besonders angelegten und besetzten Funktionärinnen. Diese Frauenarbeit sind die Trägerinnen besonderer parteipolitischer Frauenarbeit, die gar nicht etwa ausschließlich im Dienste der Partei geschieht, sondern sehr stark auch von den Prinzipien der Frauenbewegung her, sei es der katholischen, der sozialdemokratischen oder der liberalen, beeinflußt ist. Und dabei stehen wir erst am Anfang der ganzen Entwicklung. Aber schon auf Grund des bisher Gesagten darf mit aller Berechtigung die Ueberzeugung ausgesprochen werden, daß die Frauen in den

Parteien nicht einfach untergehen, sondern daß sie im Gegenteil auch innerhalb dieser mit der Zeit ihre besondere Frauenaufstellung werden zum Ausdruck zu bringen wissen; daß auch in den Parteien und mittels der Parteien — praktisch bleibt wohl kaum ein anderer Weg übrig — sich die politische Frauenmission erfüllen wird: Die Durchsetzung des politischen und staatlichen Lebens mit weiblichem und mütterlichem Geist!

Wie muß die heutige Frau beschaffen sein?

In Prag hat die V. W. C. U., die christliche Vereinigung junger Mädchen, kürzlich ein großes Wägenheim eingeweiht. Dabei wurde auch eine Botschaft des Präsidenten Masaryk an die christlich-sozialistischen Frauen verlesen, in der er auf einige von der V. W. C. U. an ihn gerichtete Fragen Antwort gibt, unter anderem auch auf diese: Wie soll die Frau beschaffen sein, um im Stande zu sein, das moralische Leben der Familie zu heben und zur Wiedergeburt des öffentlichen Lebens beizutragen? Die Antwort, die Präsident Masaryk auf diese Frage gibt, könnte sich auch recht mancher unter uns in den Frauen gelagt sein lassen:

„Wie soll die heutige Frau beschaffen sein, damit sie Einfluß auf die Hebung des moralischen Lebens der Familie und auf die Reinigung unseres öffentlichen Lebens habe? Wie beschaffen? Sie muß selbst moralisch sein; wenn sie außerdem ein wahrhaftes Interesse für ihre Umgebung, Familie, Gemeinde, ihr Volk, die andern Völker haben wird, wenn sie ihre Umgebung kennen und praktisch sein wird, dann ist das Spiel gewonnen. Das heutige Weib muß Geschäftigkeit und Mut haben, aktiv sein, muß öffentlich auftreten. Und hier ist es notwendig, daß es sich nicht einfinden lasse von altmodischen Männern und Frauen, daß es, wie die Franzosen sagen, „courage de son opinion“ habe. Man muß

sich die Aufgabe nicht verhehlen, daß die Ansichten der heutigen Frau Respekt, Kampf gegen Vorurteil und Irrtümer sind. Und Vorurteile und Irrtümer muß man vernichten, um der schönen Lehre des heiligen Augustinus zu gedenken: Liebe die Menschen, vernichte die Irrtümer. Die Liebe, die Jesus gepredigt hat, ist nicht Gleichgültigkeit, ist nicht Passivität, sondern Tätigkeit, Wirksamkeit, Entschlossenheit, Tapferkeit und je nach Bedarf Kampf — Kampf, nicht Gewalt. Kampf gegen Philisterei, nicht bloß der Männer, sondern auch der Frauen.

Ueberall und immer lieben dem gesunden Fortschritt alle Weiber, weiblichen und männlichen Geschlechts, herzlich im Wege. Gegen die Weiber haben wir die Polizei, wir sind machtlos gegen Unfähigkeit und Verräterei der sogenannten guten, der unpraktischen und gleichgültigen Menschen.“

10. Kongreß des Weltbundes für Frauenstimmrecht, Berlin.

17.—23. Juni 1929.

Zugendvereinigungen. Wir haben in einer früheren Nummer gemeldet, daß ein Komitee von Jugendlichen sich gebildet hatte zum besondern Zweck, alle Mädchenverbände zu veranlassen, Abordnungen nach Berlin zu schicken, um mit der Frauenbewegung auf internationaler Basis in Verbindung zu treten. Man erlaube uns, alle Verbände, welche diese Initiative angeht und welche noch nicht die an die verschiedenen Mädchenvereine ergangenen Rundschreiben bekommen haben, zu bitten, sich direkt an Frau. Annermarie Müllif, Jugendkomitee des Kongresses, Ansbacherstr. 4, Berlin W 50 zu wenden.

Das Deutsche Rote Kreuz bittet alle Kongreßbesucherinnen, welche Rotkreuzvereinen ihrer betreffenden Länder angehören, um Mitteilung ihrer Ankunft in Berlin, um sie willkommen heißen und ihnen die sie interessierende, vom Deutschen Roten Kreuz verrichtete Arbeit zeigen zu können. Adresse: Corneliusstraße 4, Berlin W 10.

Unterkunft in Berlin. Wie unterkommen? Fragen sich alle, die den Kongreß besuchen wollen, sowohl wegen der Höhe der großen Kosten als auch wegen der Schwierigkeit, bei den großen Dispanzen von einem Quartier ins andere zu gelangen. Es ist deshalb erfreulich zu vernehmen, daß sich ein Quartierkomitee gebildet hat, welches möglichst billige Quartiere in Gasthöfen und in Pensionen anweisen wird. Man kann sich jetzt schon an dieses Komitee wenden; Präsidentin: Frau Luise von Lepden, Fichtenried 18, Berlin-Dahlem.

Telegramm-Adresse. Das Berliner Delegationskomitee des Kongresses (Ansbacherstraße 4, Berlin W 50) hat als Telegramm-Adresse die Wörter: Staatsbürgerin Berlin bestimmt, welche zu gebrauchen alle gebeten werden, welche telegraphisch mit dem Kongreß zu verkehren wünschen. Delegationen von jenseits des Ozeans. Während die europäischen Länder erst nach

und nach daran denken, ihre Delegationen zum Kongreß zu befehlen, in der Meinung, daß drei Monate zuvor es immer noch früh dazu sei, hat man sich im Orient und bei unsern Antipoden schon sehr damit beschäftigt und eine zahlreiche afrikanische Delegation wird nächstens den fernen Kontinent mit der Bestimmung nach Berlin verlassen. Aus Indien ist als Delegierte Madame Schimati Kamalabeni gemeldet worden, die als Erzieherin und Professorin einen bedeutenden Ruf genießt und ihr Land auch an dem im August stattfindenden internationalen Erziehungskongreß in Genf vertreten wird.

Eine internationale Verkaufsstelle und der Bücherstand werden sich während des ganzen Kongresses zuerst im Kaiserhof (solange die Kommissionen tagen, 12.—16. Juni) und dann in den Kraftlinien (17.—23. Juni) befinden. Erstere, aus Gießen der verschiedenen zum Weltbund gehörigen Landesverbände bestehend, wird ein sehr materielles Aussehen bekommen, denn ägyptische Palmen, rumänische Südeierne, orientalische Gewebe finden sich da neben verlockenden Süßigkeiten aus den verschiedensten Ländern, besonders Schweizer Schokoladen. Der Bücherstand vereinigt die Veröffentlichungen der Verbände über Frauenbefreiungen und Frauenfragen, sowie eine schöne Sammlung von Werken, die Frauen geschrieben haben. Dort liegen zweifelslos auch die Monographien auf, welche das Bibliographische Internationale Institut über die Frauenbewegung veröffentlicht.

Wegweiser.

- Bern:** Freitag den 19. April, 20^h Uhr, im großen Saal des Bierhübeli: Vereinigung weiblicher Geschäftsfrauen der Stadt Bern.
- Frühjahrsfest:** Unter anderem: Bern im Saffa-Bau, große Kneipe mit Gelang und Tanz. — Eintritt frei. 2.50 und 2.—.
- Buchs:** Sonntag den 14. April, 19^h 15^h Uhr, im alkoholfreien Wälschli: St. Gallisches Aktionskomitee für die Frauenstimmrechtspetition: Aufklärungsabend über Frauenstimmrecht und Petition.
- Einleitendes Referat von Dr. Marie Huber, St. Gallen.
- Wallenstadt:** Sonntag den 14. April, 15^h Uhr, in der „Sonne“: St. Gallisches Aktionskomitee für die Frauenstimmrechtspetition: Die Frau als Mutter im Staatshaus. Vortrag von Frau Laura Wöhlich, St. Gallen.

Redaktion.

Allgemeiner Teil: Frau Helene David, St. Gallen, Tellstr. 10. Telefon 2513.
 Feuilleton: Frau Anna Herzog-Huber, Zürich, Frauenbergrasse 142. Telefon: Sottingen 2608.



Wettersturz

läßt rheumatische Schmerzen besonders stark empfinden. Bedenken Sie, daß

Rheumatismus

chronisch werden kann! Rechtzeitige und tatkräftige Behandlung tut daher doppelt not.

Nehmen Sie die bewährten

Aspirin-Tabletten

die den gestörten Blutkreislauf wohltätig beeinflussen und dadurch schmerzlindernd wirken.

Achten Sie auf die Originalpackung „Aspirin“, erkenntlich an der Reglementations-Vignette und dem Bayerkreuz.

Preis für die Glasbox Fr. 2.— Nur in Apotheken erhältlich.



Originalzitate aus unserem „GOLDENEN BUCHE“:

„Dank der Cromaltine ist unser zartes, kränkliches Töchterchen zu einem gesunden, munteren Kind aufgeblüht.“

Cromaltine ist in Büchsen zu Fr. 2.20 u. 4.20 überall erhältlich.

Dr. A. Wander A.-G. Bern

Occasion.

Zu verkaufen das an der „Saffa“ in Bern ausgestellte und in die Lotterie angekauft kirschaum polierte

Damen-Wohn- und Arbeitszimmer

im Werte von Fr. 5000.—

Das Zimmer wird infolge Nichtgebrauch zu stark reduziertem Preis verkauft. Interessenten belieben ihre Adresse unter Chiffre Wc. 2908 Y. an Publicitas A. G. Bern zu richten.



Ihr neues Kleid

ein Modell aus

Beyers Mode-Führer

(Bd. I. Damen. Preis Fr. 1.50, Bd. II. Kinder. Preis Fr. 1.00)

Alles zum Selbstarbeiten!

Zu beziehen durch die

WELTMODE A.-G. Zürich 1, Seidengasse 14

Wie so herrlich mundet Kindern das Frühstück

wenn sie zu ihrer Milch und dem Brot die guten **Lenzburger Confitüren** bekommen. Die häufig vorhandene Unlust zum Essen schwindet, die Kinder nehmen sich Zeit — sie frühstücken so recht wie es sich gehört — und damit steigert sich ihr Wohlbefinden und ihre Leistungsfähigkeit in der Schule

Gebt deshalb immer wieder den Kindern



Confitüren Benzburg

Confitüren	In Originalpackungen:			
	Heroelmer von 5 Kg.	3 Kg.	1 Kg.	1/2 flac.
Vierfrucht	7.20	4.50	1.55	1.05
Zweifucht	8.70	5.45	1.90	1.20
Johannisbeer mit und ohne Kern	9.55	5.95	2.05	1.30
Brombeer				
Orangen bitter				
Kirschen schwarz und rot.	12.20	7.50	2.55	1.50
Weichselkirschen	10.65	6.55	2.25	1.35
Sans Rival (Himbeer u. Johannisbeer)				
Himbeer, extra	11.55	7.15	2.45	1.45
Erdbeer	12.80	7.90	2.70	1.55
Aprikosen				

Frühstück-Gelée

mit Himbeer	9.05	5.65	1.95	1.25
mit Erdbeer				

Schöne Smyrna

Teppiche, Schemel, Bettvorleger, Kissensindleder selber anzufertigen in

Arbeit, künstlerische Entwürfe, Spezialwolle in den feinsten Farben führen wir in größter Auswahl. — Anlernung gratis

Wolle 100 gr = Frs. 1.80
 Jute 80 cm breit = „ 6.—
 „ 2 m = „ 15.—
 „ 2.50 = „ 18.—
 per Meter

Versand nach auswärts

Iselin Türler & Co. A.-G., Bern

Marktgasse 8

Privat-Rinderheim, Gonnegg Arosa

Knaben und Mädchen von 6—15 Jahren finden gute, kurgemäße Verpflegung in sonnigster Lage in Arosa. Schulanterricht. Sonnenbäder. Offene Tuberkulose streng ausgeschlossen.

Prospekte durch

Schwester **F. Meister** und **Kil. Neuhauser**.

Kleine Unkosten

daher kaufen Sie gute

Möbel

billig bei

ALFR. BIERI
 Möbelfabrik
 Rubigen.

Zerrissene Strümpfe

Gewobene und Maschinengestrickte, wollene, baumwollene und seidene zerrissene Strümpfe werden zum Preise von 65 Cts. (aus drei Paar zwei Paar) oder zu Fr. 1.10 (wollene 1.30) mit neuem, starkem Tricot tadellos repariert. — **Füsse nicht abschneiden!**

Strumpfpräparaturfabrik Flums (No. 104)

Ferien- od. Erholungsgelegenheit in **Arosa Privat-Pension von Schwester Härlin**

Tel. 209 **Villa Berghelm** 15 Betten
 kleines gemütliches Heim für Damen u. junge Mädchen.

BUCHHOFERS BERNER KOCHKURSE

Kursleitung Frau E. Suter-Buchhofer, 34, Junkerngasse BERN

Gute und feine Küche, ohne vorherige Kenntnisse bester Erfolg — Buchhofers Kochlehrbuch solid gebunden Fr. 17.—

Prospekte gratis und franko



Fleurin

„ist für alle Topf- u. Freilandpflanzen das Beste“

Düngemittel

Nur wirkt im Originalbüchsen mit dem Namen des Fabrikanten

Erstes Schweizer Fabrikat

Alphons **Hörning** Bern

In Drogerien, Samen- u. Blumenhandlungen Büchsen von Fr. 7.— an.

Verwerten Sie

bei einwandfreier Sicherheit des Kapitals die Zinskraft Ihres Geldes und Sie verdoppeln Ihre Ersparnisse in weniger als 20 Jahren, indem Sie dieselben bei der 67 Niederlassungen der **Schweizerischen Volksbank** zinstragend anlegen.

Achten Sie

auch beim Einkauf auf das Original auf das Dique!



Benzburg

Ecole nouvelle ménagère JONGNY sur Vevey.

Français. Toutes les branches ménagères.

Frau,

Ende der 40iger Jahre, die schon jahrelang als Anstaltsleiterin tätig war, **sucht** wieder ähnliche

selbständige Stellung

in kleinerer Anstalt. Anmeldungen sind zu richten an **Fri. Zogg, Telegraf, Flawil** (St. Gall.)